

Ein «neues Hölderlin-Bild» Versuch produktiver Kritik

Adolf Beck

HOLDERLINS Leben gibt mancherlei Rätsel auf. Seit einigen Jahrzehnten ist die Forschung in verstärktem Maße bemüht, Lücken der Überlieferung durch Funde zu schließen und durch Interpretation der Zeugnisse, notfalls durch Hypothesen zu überbrücken, die Persönlichkeit des Dichters, sein Schicksal, seine Erlebnisart in seiner Umwelt sowie das Verhältnis von Werk und Krankheit zu ergründen. Dieses Bemühen hat jetzt einen Höhepunkt erreicht. Der französische Germanist PIERRE BERTAUX, der sich 1936 mit einem bedeutenden Buch in die HÖLDERLIN-Forschung eingeführt hat und nach Jahren politischen Wirkens für sein Vaterland zu seiner alten Liebe zurückgekehrt ist, legt in deutscher Sprache ein brillant geschriebenes Buch vor:

FRIEDRICH HÖLDERLIN. Frankfurt: Suhrkamp 1978. DM 48,-

Das Buch von 664 Seiten – ungemein zitat- und wiederholungsfreudig – krönt das bisherige Lebenswerk des Einundsiebzighjährigen. Es überwölbt sensationelle Thesen, die er seit über zehn Jahren in Deutschland (wie ein *Praeceptor Germaniae*) propagiert, durch eine noch sensationellere These, die eine kopernikanische Wendung einleiten soll. Sie hat denn auch eine Hochflut von Pressestimmen erregt. Sie reichen von rückhaltloser Zustimmung über besonnene Abwägung und Zweifel bis zu radikaler Ablehnung. Das Buch reißt den Leser öfters hin und her. Ihm allseitig gerecht zu werden, ist nicht leicht – auch nicht für den Verfasser dieses Aufsatzes. Der Raum ist beschränkt, die Fülle der Gesichtspunkte groß. Sie nötigt zu repräsentativer Auswahl. Zudem ist der Kommentar des Rezensenten zu den Lebenszeugnissen in Bd. 6 und 7 der STUTTGARTER HÖLDERLIN-AUSGABE, besonders im 1. Hauptteil des Buches, die Lieblingszielscheibe spitzer Pfeile. *Eh bien. Fehler machen wir alle.*¹ Der Rezensent wird seine Person so weit wie möglich aus dem Spiele halten und darf nur vorab etwas klarstellen: BERTAUX hat die *Dokumente zur Krankheitsgeschichte* HÖLDERLINS *erstmalig gesammelt und gesichtet*: so erklärt der Meister deutschen Ausdrucks. Wer hat sie *erstmalig gesammelt*?

BERTAUX' Grundthese: HÖLDERLIN war gar nicht geisteskrank. Seine Zeitgenossen waren in einem Irrtum, die Zünfte der Literaturhistoriker und Psychiater bis heute in einem Vorurteil befangen. Die These fächert sich in Teilthesen auf; die wichtigsten ergeben sich aus der von Mitte 1802 bis 1806/07 reichenden

Phase, der eigentlich kritischen, von HÖLDERLINS Leben.

1. In Bordeaux von einem (angeblichen) Abschiedsbrief SUSETTE GONTARDS aufgeschreckt, ging HÖLDERLIN im Juni 1802 von Kehl aus nicht direkt heim, sondern nach Frankfurt, wo er ihren Todeskampf miterlebte. – 2. Heimkommend in tiefer Erschütterung, in Depression und Erregbarkeit zugleich, stieß er alsbald heftig mit seiner Mutter zusammen; die Folge war ein schwerer Nervenzusammenbruch, mehr noch: ein dauernder Bruch in der an sich schon immer labilen Mutter-Sohn-Beziehung; die Mutter war dann die erste, die seinen Gemütszustand als *Zerrüttung* ansah und ausgab. – 3. Im Sommer 1804 holte SINCLAIR seinen Freund nach Homburg; im Februar 1805 wurde er unter Verdacht des Hochverrats von der württembergischen Regierung verhaftet; HÖLDERLIN geriet in Furcht, ihm drohe SINCLAIRS Los oder gar das SCHUBARTS auf dem Asperg; so nahm er, ein Bruder HAMLETS, die Maske des Wahnsinns vor. – 4. Der gewaltsame Abtransport von Homburg nach Tübingen im September 1806 und die Behandlung in AUTENRIETHS Klinikum – nach BERTAUX ein *Irrenhaus!* – haben HÖLDERLIN *zum geistigen Krüppel geschlagen*. – 5. Seit 1807 im Turm bei Schreiner ZIMMER wohlgeborgen, lebte HÖLDERLIN in freiwilliger Absage an alle Wirkung auf die Menschen, in einer Eingezogen- und Abgeschlossenheit, die er als *Sühne* seiner *Schuld* am Tode der Geliebten begriff. Er besprach sich mit sich, mit ihr, mit Gott. Die HAMLET-Maske behielt er bei: sechsunddreißig Jahre lang. Ein genialer Mime? Nein: ein *Sonderling*. Ein *Kauz*. –

Das Buch hat keinen Untertitel. Der Leser erwartet wohl u. a. eine Einführung in HÖLDERLINS Dichtung. Er wartet umsonst. Wohl sind im 2. und 3. Teil viele, viele Verse als Belege eingestreut und öfters wie Perlen auf eine dünne Schnur gereiht, aber nie behandelt BERTAUX ein Gedicht als vollendetes Gebilde, und nie versucht er sich an einem der schwierigen späten hymnischen Entwürfe und Bruchstücke, was doch gerade im Zusammenhang mit seiner Grundthese geboten wäre. Doch diese Lücke hängt mit seiner Hauptabsicht zusammen: Ihm kommt es nicht in erster Linie auf den Dichter, sondern *auf den Menschen – den Mann* an; er ist überzeugt, daß ein *besseres Verständnis des Menschen auch zu einem besseren Verständnis des Werkes führt*.

Den Grund legt BERTAUX in einem *Vorspann*. Er streift

die einhellige Meinung der Zeitgenossen und findet es auffällig, daß gerade die (Tübinger) Ärzte – darunter Psychiater – in ihren Äußerungen über Hölderlins «Krankheit» am zurückhaltendsten waren: an sich schon nur halbrichtig, jetzt widerlegt durch einen von VOLKER SCHÄFER jüngst ausgegrabenen pflichtmäßigen Bericht des an der französischen Psychiatrie orientierten Psychiaters Dr. LEUBE. Sodann nimmt sich BERTAUX als Beispiel für psychiatrische Ansichten die Schrift WILHELM LANGES: «HÖLDERLIN. Eine Pathographie» vor und zerreißt sie. Mit Recht. Nun, das Buch erschien 1909. Welchen Hund lockt es noch hinterm Ofen hervor? Für LANGE war HÖLDERLINS Krankheit *dementia praecox, vorzeitiger Blödsinn*, und BERTAUX hält sich in seinem Verriß wie auch fernerhin an diese Definition, die lang überholt ist. Niemand mehr, der ans Herz greifende Gedichte eines Schizophrenen, eines im Grenzbereich von Wirklichkeit und Wahnwelt Lebenden, zu Gesicht bekommen hat, wird heute den Zustand eines solchen Menschen, den Zustand HÖLDERLINS als *Blödsinn* bezeichnen. BERTAUX jedoch verwirft in Bausch und Bogen die ganze «konventionelle» Psychiatrie seit E. BLEULER; vielmehr: er geht gar nicht erst auf sie ein; er fegt die Krankheitssymptome, die in der STUTTGARTER AUSGABE aufgeführt sind,² als *zusammengestoppelt* unter den Tisch. Er bindet sich anderswie: an die Antipsychiatrie, deren Katze er allerdings nur gelegentlich aus seinem Sack hervorgucken läßt. Im Sinn der Antipsychiatrie ist es, wenn er proklamiert: *Unter den «angeborenen, unveräußerlichen und unverletzlichen Menschenrechten» sollte auch das Recht des Individuums ausdrücklich erwähnt und unter den Schutz des Gesetzgebers gestellt werden, anders zu sein als die Norm – als die Norm derjenigen, die sich selber für die Norm halten, sich einzig und allein für «gesund» halten . . .* Und HÖLDERLIN war eben anders. BERTAUX legt weithin antipsychiatrische Dogmen an seine Gestalt an.

Im ersten Hauptteil inszeniert BERTAUX förmlich ein Prozeßverfahren um den *Fall Hölderlin*. Er macht den *Anwalt* des der Geisteskrankheit Beschuldigten und nimmt die *corpora delicti*, die Dokumente, Stück für Stück vor. Daß darunter solche sind, die nach biedermeierlicher Beschönigung riechen, ist zuzugeben. Die Tatsache, daß die Krankheit, in die HÖLDERLIN fiel, sich durch frühere Schübe ankündigen kann, läßt BERTAUX für ihn nicht gelten; die Angabe BETTINAS, HÖLDERLIN habe *drei Anfälle von Wahnsinn vor dem eigentlichen Ausbruch gehabt*, erwähnt und erörtert er nicht. Ob BERTAUX' ganze Beweisführung aus einem grundsätzlichen Vorurteil hervorgeht, bleibe dahingestellt; jedenfalls ist für ihn kein einzi-

ges Dokument beweiskräftig. In der Tat: ein glänzender *Anwalt* – ein glänzender «Advokat», begabt mit allen rhetorischen, ja sophistischen Künsten. Seine Beweisführung wiederum Stück für Stück nachzuprüfen, würde ein neues Buch füllen; es muß genügen und ist unumgänglich, Beispiele vorzuführen. Vornehmlich zwei Beispiele aus den Jahren 1805/06, den kritischsten im Leben HÖLDERLINS.

1. Am 9. April 1805 erhielt und erfüllte der Homburger Hofrat DR. MÜLLER den Auftrag, ein Gutachten über HÖLDERLINS Gesundheitszustand zu erstatten. Er berichtet zunächst, HÖLDERLIN habe ihn 1799, da er *stark an Hypochondrie litt*, konsultiert; im vergangenen Sommer sei ihm dann gesagt worden: «Hölderlin ist wieder hier, allein wahnsinnig». Dann fährt der Arzt fort:

Seiner alten Hypochondrie eingedenk fand ich die Sage nicht sehr auffallend, wollte mich aber doch von der Wirklichkeit derselben überzeugen und suchte ihn zu sprechen. Wie erschrak ich aber, als ich den armen Menschen so zerüttet fand, kein vernünftiges Wort war mit ihm zu sprechen, und er ohnausgesetzt in der heftigsten Bewegung. Meine Besuche wiederholte ich einigemal, fand den Kranken aber jedesmal schlimmer, und seine Reden unverständlicher, und nun ist er so weit, daß sein Wahnsinn in Raserei übergegangen ist, und daß man sein Reden, das halb deutsch, halb griechisch und halb lateinisch zu lauten scheint, schlechterdings nicht mehr versteht.

Der Unvoreingenommene wird dem Bericht, der ja eine Steigerung der Symptome nachzeichnet, Tatsachentreue zusprechen. Für BERTAUX dagegen ist er ein mit HÖLDERLINS Freunden abgesprochenes *Gefälligkeitsgutachten*, das ihn vor dem Zugriff des Kurfürsten in Stuttgart bewahren soll. (Und wenn er sich wirklich so gebarte, so war das ja – wir wissen es schon – auch in der heftigsten Bewegung noch Verstellung, Maske . . .)

2. Am 13. August 1806 schrieb SINCLAIR der Mutter HÖLDERLINS von der Aufhebung der Landgrafschaft Hessen-Homburg und den dadurch notwendigen *Einschränkungen*; es sei daher nicht mehr möglich, daß sein *unglücklicher Freund . . . länger eine Besoldung beziehe und hier in Homburg bleibe*; er, SINCLAIR, habe auftragsgemäß die Mutter zu *ersuchen, ihn dahier abholen zu lassen*. Ein Keulenschlag für die Mutter, zumal SINCLAIR schreibt: *mein unglücklicher Freund, dessen Wahnsinn eine sehr hohe Stufe erreicht hat*. Das schreibt er, der in den Jahren zuvor der Mutter zweimal beteuert hat, er glaube nicht an eine Krankheit. Jetzt erklärt er seinen Freund für möglicherweise gemeingefährlich, für anstaltsreif:

Seine Irrungen haben den Pöbel dahier so sehr gegen ihn aufgebracht, daß bei meiner Abwesenheit die ärgsten Mißhandlungen seiner Person zu befürchten stünden, und daß

seine längere Freiheit selbst dem Publikum gefährlich werden könnte, und, da keine solche Anstalten im hiesigen Land sind, es die öffentliche Vorsorge erfordert, ihn von hier zu entfernen.

Hinzu kommen noch zwei Angaben SINCLAIRS, schon vom Jahr 1805, deren erste BERTAUX übergeht. Im Verhör gab er auf die Frage nach HÖLDERLINS Gesundheitsumständen die Antwort: *Sie seien sehr schlimm. Er habe nur manchmal dilucida intervalla, die aber selten seien.* Und aus der Haft entlassen, schrieb er: *Es ist bekannt, daß Hölderlin schon seit drei Jahren an Wahnsinn leidet.* Sollte auch dies noch den Freund schützen? Nein: SINCLAIR konnte schon 1805 die Augen nicht mehr verschließen. Dafür gibt es noch ein unwiderlegbares Zeugnis. SINCLAIR weilte den Winter 1805/06 über in Berlin und wohnte bei CHARLOTTE VON KALB. Am 28. Januar schrieb diese an JEAN PAUL über HÖLDERLIN – den sie seit mehr als zehn Jahren nie mehr gesehen hatte –:

Dieser Mann ist jetzo wütend wahnsinnig; dennoch hat sein Geist eine Höhe erstiegen, die nur ein Seher, ein von Gott belebter haben kann.

BERTAUX, der den ergreifenden Satz samt den darauf folgenden zitiert, sieht in der ganzen Äußerung mit Recht den Niederschlag der Gespräche mit Sinclair. Zu diesen Gesprächen gehörte dann aber auch, daß HÖLDERLIN jetzo wütend wahnsinnig sei. Daran ist nicht zu rütteln. SINCLAIR selbst hat es erkannt und bekannt.

Was macht nun BERTAUX aus dessen Brief an die Mutter? Hier gibt Sinclair seinen Freund anscheinend auf. So erklärt er zunächst. Als bald aber setzt er die Schrotmühle in Gang. Zu der Andeutung, HÖLDERLIN gehöre in eine Anstalt, schweigt er. *Sinclair dramatisiert die Situation.* Warum? BERTAUX' Erklärung hebt mit rhetorischem Fragen an: *Sollte nicht der Brief . . . derart verfaßt werden, daß sie sich ihrer Verantwortung bewußt und schließlich dazu bewogen wurde, die notwendigen Schritte zu unternehmen? Sinclair war ein Diplomat: auf den Wahrheitsgehalt des Gesagten kam es ihm weniger an, als auf die Wirkung.* Ergo: *Sinclairs dringender Brief . . . kann nicht als ein Dokument gelten, das einen wirklichen Tatbestand objektiv schildert. Zum psychiatrischen Fall Hölderlin sagt er wenig, vielleicht gar nichts. Quod erat demonstrandum.* Aber Frau VON KALBs Wort, mittelbar ein Wort SINCLAIRS, ist auf keine Weise eskamotierbar: *Dieser Mann ist jetzo wütend wahnsinnig.*

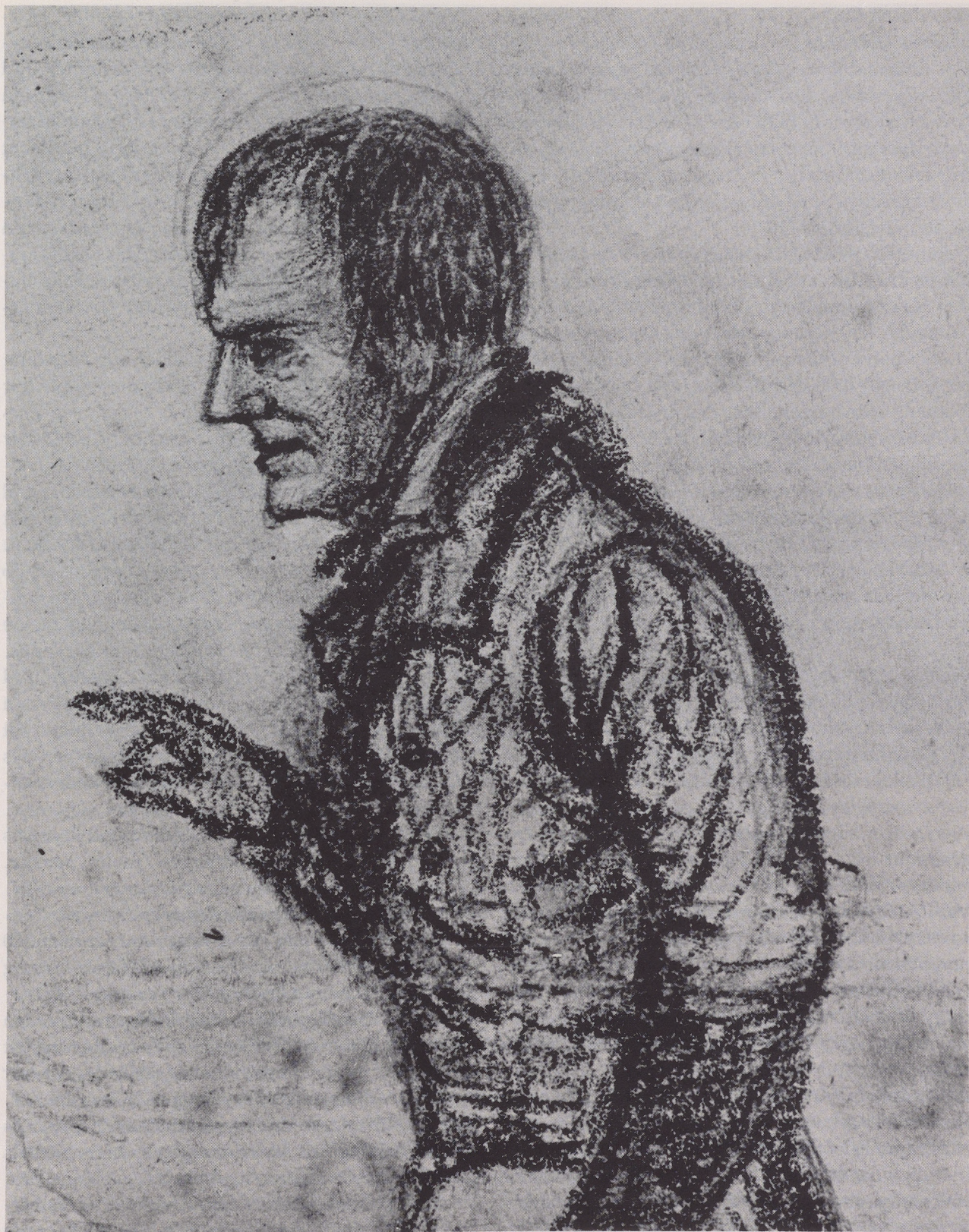
Nimmt man MÜLLERS Bericht, SINCLAIRS Brief und Frau VON KALBs Wort ernst – und das muß man –, so brechen zwei Eckpfeiler von BERTAUX' Konstruktion zusammen und bringen die ganze Konstruktion zum Einsturz. Darum sind sie hier als Zeugnisse aus HÖLDERLINS kritischster Zeit gewählt worden.

Hinzu kommt ein drittes Beispiel. Es sei – damit nicht schon Geschriebenes breitgetreten werden muß – knapper skizziert. Es führt zurück in den Juni 1802. BERTAUX will die, wie er meint, leere Zeit von etwa drei Wochen zwischen HÖLDERLINS Durchgang durch Kehl und seinem Eintreffen in der Heimat füllen durch einen Abstecher nach Frankfurt, wo er Frau GONTARDS Todeskampf miterlebte. Er hat diese These in einem Vortrag und Aufsatz vertreten und nimmt sie jetzt, präzisiert oder «ausgesponnen», ins Buch auf. Früher weilte der Dichter inkognito in Frankfurt; jetzt darf er an das Sterbebett der Geliebten treten (was ja seine Erschütterung verstärkt). Erlaubt hat es der Ehemann, COBUS GONTARD, der ein großzügiger Aristokrat war, und überredet hat ihn – es sei ja das letzte Mal – sein Schwager, und den hat COBUS' verständnisvolle, von HÖLDERLINS Liebe wissende Schwester GREDEL zu seiner Fürsprache gebracht, und COBUS' Schwager war DR. EBEL (der zwar seit langem mit GREDEL befreundet war, sie aber nicht heiraten durfte).

Die frühere Form der These ist nach dem Urteil prüfender Kenner entkräftet worden. Die Zeitlücke ist sinnvoll ausfüllbar: kurzer Aufenthalt in Stuttgart – Eintreffen daheim – bald darauf wieder nach Stuttgart zu LANDAUER, der am 3. Juli den Seinigen zuversichtlich von HÖLDERLINS Zustand berichtet. Dort aber trifft ihn gleich darauf die vom 30. Juni datierte Nachricht SINCLAIRS von Frau GONTARDS Tod, die ihn in der Mutter Haus zurücktreibt.³ Erst durch den Brief SINCLAIRS, der wie EBEL nichts von einem Besuch in Frankfurt weiß, erfährt der Dichter vom Tode. Die erschütternde Wirkung ist vom Rezensenten vor dreißig Jahren, nicht mehr dagegen in seiner Entgegnung auf BERTAUX' Aufsatz-These unterschätzt worden. BERTAUX' These bleibt auf dieser bestehen, «verfeinert» sie und fordert Gegenbeweise. Da bleibt nur Glauben oder Nicht-Glauben, Diskussion hört auf. BERTAUX' neueste Vermutung, der junge WAIBLINGER habe irgendwoher von dem Besuch in Frankfurt und seiner vernichtenden Wirkung erfahren und habe danach in seinem Roman *Phaethon* die Schlußszene gestaltet, wo der Bildhauer und ungetreue Liebhaber am Sterbebett seiner ATALANTA dem Wahnsinn verfällt: diese neueste These bleibe vollends unerörtert.

Ehe der Raum, in dem ein glänzender Advokat den Fall HÖLDERLIN durchficht, verlassen wird, sei an scheinbar wenig wesentlichen Details je ein Beispiel geistreich-verwegener Phantasie und eklatanten Widerspruchs vorgeführt.

Nach WAIBLINGER sagte HÖLDERLIN einmal: *Ich, mein Herr, bin nicht mehr von demselben Namen, ich heiße nun Kallalusimeno.* Die Namensform könnte nach vor-



HÖLDERLIN. Kohlezeichnung von JOHANN GEORG SCHREINER. 1825/26. Mit freundlicher Genehmigung des Frankfurter Goethe-Museums

sichtiger Auskunft eines Völkerkundlers nach Hawaii deuten, dem Dichter also einst in einer der geliebten Reisebeschreibungen begegnet sein. Der Namentausch ist als Ausdruck der Ich-Verleugnung, der Depersonalisation erklärt worden. BER-

TAUX bestreitet das. WAIBLINGER habe sich wohl verfehlt für *Kallilusomenos*: eine Eigenbildung aus dem griechischen *kalós*, schön und luein (richtig: lyein; louein hieße waschen), lösen; also: *Ich bin der, der sich schön, in Schönheit erlösen, auflösen, befreien*

wird. Nach BERTAUX könnte dies sogar als *Lebensmaxime von Hölderlins . . . Existenz im Tübinger Turm gelten. Er versucht nur das Problem der eigenen Existenz «für sich selbst», und zwar auf eine möglichst schöne Art . . . zu lösen.* Er bildet ein Wort, das das Geheimnis seiner innersten Seele und Lebensführung zugleich mitteilt und nicht verrät . . . Ein delphisches Wort. Halbphilologisches Spiel auf dem Brett vor dem Sprung in den Tiefsinn.

Bekanntlich setzte HÖLDERLIN unter viele Gedichte, die er im Turm auf Bitten von Besuchern schrieb, den Namen *Scardanelli*. Das wird ebenfalls als Ausdruck der Ich-Verleugnung, von BERTAUX dagegen als Zeichen der Geringschätzung erklärt: Der Dichter habe solche *Gelegenheitsprodukte* nicht für seines Namens würdig gehalten. Als er jedoch, wie BERTAUX wenig später erwähnt, die 2. Auflage seiner Gedichte überreicht bekam, sagte er: *Ja, die Gedichte sind echt, die sind von mir; aber der Name ist gefälscht, ich habe nie Hölderlin geheißen, sondern Scardanelli . . .* Der Widerspruch, d. h. die Ungültigkeit der BERTAUXschen Erklärung des Wahlnamens liegt zutage. Ein viel tiefer greifender Widerspruch wird später zu besprechen sein.

Versuch einer psychologischen (nicht pathologischen) Deutung. So nennt sich der Mittelteil, in dem HÖLDERLIN als Gesunder dasteht. Ihn wird jeder Leser mit Gewinn durchgehen, – auch einer, der sich BERTAUX' Bekenntnis: HÖLDERLIN ist der einfachste Mensch, dem ich je begegnet bin, nicht aneignen kann. Wer, wie er zugibt, *hypersensibel* und öfters *depressiv* gestimmt ist, wer, wie HÖLDERLIN gesteht, daran leidet, *so zerstörbar zu sein*, ist kaum der einfachste Mensch. BERTAUX verkennt nicht die Eigenart seiner psychischen Struktur; würdige man diese und die Wirkungen seiner Erlebnisse (denen der 3. Teil gilt), so ergebe sich eine von der landläufigen weit entfernte Deutung, ein von Grund auf erneuertes Verständnis der Person und des Werks. Das ist die tönende zweite Grundthese.

In 24 Kapiteln wird von verschiedenen Blickwinkeln aus der Mensch – sein Wesens- und Erscheinungsbild, seine Erlebnis- und Schaffensart – beleuchtet. Daß dem in der Literaturhistorie lang mißachteten psychologischen Faktor sein Recht wird, ist zu begrüßen. Manches ist nicht neu, doch hochglanzpoliert, manches kompilatorisch, manches originell und ausgezeichnet. Der Verehrer HÖLDERLINS tritt in den Vorder-, der *Anwalt* in den Hintergrund; erst die drei Schlußkapitel, die HÖLDERLINS Hang zum Eremitentum und seinen Freundschaftskult gegeneinander abwägen, weisen die Auffassung zurück, er sei *Autist*, sein Empfinden immer ichbezogen ge-

wesen. Da gälte es wohl schärfer zu scheiden. HÖLDERLINS Leben verläuft in seiner ersten Hälfte zyklisch: Perioden oder Phasen der Weltoffenheit und der Abgeschiedenheit von allem Lebendigen wechseln einander mehrmals ab. Das deutet sich schon in seinem ersten Brief an. BERTAUX sieht darin mit Recht ein *erstaunliches Stück Selbstanalyse* des Fünfzehnjährigen, hebt aber nur die Versuchung zum *menschenfeindlichen Wesen* hervor, nicht den Umschlag zum Bestreben, den Menschen zu gefallen. (Das betr. Kapitel *«Die Erziehung»* ist allzu knapp; HÖLDERLINS Bildung wird gar nicht nach Weite und Tiefe ermes-

sen.) Die Fülle der Aspekte nötigt wieder zur Auswahl. Das 3. Kapitel heißt: *Ein robuster Mann, ein rüstiger Wanderer.* (Treffender: *ein kräftiger Mann*, wie ZIMMER noch den Sechzigjährigen nennt. Als *rüstiger Wanderer* wurde er 21 Jahre zuvor anlässlich der Fußreise von Jena aus im Frühjahr 1795 bezeichnet: wohl eine Allerweltswendung.) Nach Berichtigung ruft Folgendes: Laut dem Paß von 1802 hatte HÖLDERLIN *breite Schultern*. Die STUTTGARTER AUSGABE erhob darum ein – mangels fachlicher Kompetenz vorsichtiges – Bedenken gegen KRETSCHMERS allgemeine Zuweisung des schizoiden zum leptosomen Typus. BERTAUX verdreht das Bedenken ins Gegenteil und prangert an, als sei die Breitschultrigkeit als Zeichen leptosomer Statur und schizoider Anlage hingestellt worden. – BERTAUX skizziert die Wanderungen des Dichters, der kein *Stubenhocker* war; im Wandern erlebte er *die Welt als immergegenwärtiges Göttliches*. Sehr schön. Er stellt dann richtig fest, daß ZIMMERS Kostgänger keine Wanderungen mehr machte. Warum nicht? Er konnte sie sich *finanziell nicht leisten*. Wieso nicht? Er mußte besorgen, als *wieder hergestellt* zu gelten und das Gratial von jährlich 150 Gulden zu verlieren, das der König 1806 auf Antrag der Mutter seinem Untertanen *bis zu dessen Wiederherstellung* bewilligt hatte. Der Schluß auf seinen Charakter in diesem Punkte . . . ? Es ist aber höchst fraglich, ob er von dem Gratial etwas wußte; er war praktisch entmündigt, alles Finanzielle regelte ZIMMER mit Nürtingen. Und niemals hätten die ZIMMERS ihren Pflegling auf Wanderungen gehen, niemals auch ihn allein spazierengehen lassen. Nach BERTAUX tat er das *sehr oft im Freien*, von wo er zauberhafte Landschaftsbilder in manches seiner Reimgedichte einbrachte. Kronzeuge solcher Gänge soll ZIMMER sein: *an heißen Tagen geht er im Ohrn auf und ab, sonst gewöhnlich außer dem Hause*; die letzten Worte sind nach BERTAUX *nie beachtet worden* und doch *ungemein wichtig*. Sie sind beachtet und auf den Zwinger bezogen worden, an dem das Haus lag und liegt. Das bezeugt WAIBLINGER: *Des Morgens . . . ver-*



Hölderlin.

HYPERION

oder

der Eremit in Griechenland

von

Friedrich Hölderlin.

Erster Band.

Tübingen 1797.

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

HÖLDERLIN. Wohl 1797. Getuschter Schattenriß im Handexemplar seines «Hyperion». Im Besitz des Schiller-Nationalmuseums Marbach a. N., das freundlicherweise auch das Foto zur Verfügung gestellt hat.

läßt er sogleich das Haus, um im Zwinger spazieren zu gehen. Dieser Spaziergang währt hie und da vier oder fünf Stunden, so daß er müde wird. Daß er in jenen Gedichten mit Landschaftsbildern *ich* sagt, nicht *wir*, bedarf keiner Erklärung. Wieder berichtet WAIBLINGER, wie er auf dem gemeinsamen Gang über eine Wiese . . . lange in sich versenkt blieb. So mag er in Begleitung oft in sich versenkt gewesen sein.

Im folgenden Kapitel erscheint der *robuste Mann* als *Choleriker*, im übernächsten ist er ein *schöner Mann*. HÖLDERLINS Schönheit, wohl ein Erbe der Mutter, ist mehrfach bezeugt, wie auch sein Anstand, ja Adel: . . . *als schritte Apollo durch den Saal*. Für BERTAUX ist er auch ein *Mann* – in jedem Belang –, der gegenüber dem Geschlechte, wo doch die Herzen schöner sind, nicht schüchtern zu sein brauchte und durch Männlichkeit faszinierte. BERTAUX spart das DIOTIMA-Erlebnis für den 3. Teil auf und sizziert, ohne eine *vie amoureuse* schreiben zu wollen, die andern, verschiedenartigen Begegnungen HÖLDERLINS mit Frauen. Das soll nicht nachgezeichnet werden; kurz

zu erwähnen ist aber die schon im 1. Teil besprochene, durch WEISS und HÄRTLING schon berühmte Episode mit Frau VON KALBS Gesellschafterin in Waltershausen. Sie ist vor langem behandelt worden, nach STAIGERS Urteil *mit vollendetem Takt*. Nach BERTAUX hatte die Beziehung Folgen, für die fraglos der Hofmeister verantwortlich war . . .

Daß BERTAUX von HÖLDERLINS Haupt den seraphischen Nimbus abnimmt, ist grundsätzlich zu begrüßen. Wenn er zum Schluß von der *Frauengunst*, die ihm zuteil wurde, sagt: *Nicht, daß er um sie geworben hätte: eher war er der Umworbene*, so mag das sein; da wirkt es sich aber aus, daß er die Frankfurter DIOTIMA-Gedichte wie die Tübinger LYDA-Gedichte nirgends einbezieht. Denn hier sind Leben und Dichtung Eines; hier, wie noch im dritten Teil der Elegie *Menons Klagen um Diotima* – ist HÖLDERLIN der Dankende, der Preisende, der von *Not und Dürftigkeit* Erlöste, dem DIOTIMA in die Einsamkeit den Glauben mitgibt, *Daß unsterblicher doch, denn Sorg und Zürnen, die Freude, Und ein goldener Tag täglich am Ende noch*

ist. Und HYPERION sagt: *mitten im seufzenden Chaos erschien mir Urania.*

Kapitel für Kapitel durchzugehen ist hier nicht möglich. Hervorgehoben sei *Das Heroische*: HÖLDERLINS Schicksal wird – mit einem Wort HESSES – als tragisches *Heldenschicksal* eines Begnadeten vor Augen gestellt, nicht klar aber die Frage beantwortet, ob er, der in der Ode *An Eduard* bereit ist, dem Freund *mit Gesange . . . ins Ende der Tapferen* zu folgen (wobei der Nachdruck auf *mit Gesange* liegt) – ob er dem Leben eines revolutionären Kriegers, nüchtern gesagt: eines Soldaten gewachsen gewesen wäre. – Übergangen seien die anregenden psychologisch-poetologischen Kapitel bis auf das *Die Reife des Mannes und das Versiegen der lyrischen Inspiration* benannte. Den Vierundzwanzigjährigen bedrängte die Frage: *Wodurch reift man zum Manne?* Nach seinem dreißigsten Jahre fühlt er sich in der *Hälfte des Lebens*, wovon das gleichnamige lyrische Kleinod ergreifend zeugt. Wenn aber die Mannesreife ein *Versiegen der lyrischen Inspiration* gezeitigt haben sollte, so müßte der Nachdruck auf dem Adjektiv liegen. Im Dezember 1803 schrieb der Dichter seinem Verleger WILMANS: *Übrigens sind Liebeslieder immer müder Flug . . . ; ein anders ist das hohe und reine Frohlocken vaterländischer Gesänge.* Ein Bekenntnis von schwerstem Gewicht. Es bedeutet: Das im engeren Sinne lyrische, subjektive Element geht für HÖLDERLIN seit 1800 mehr und mehr auf in einem überpersönlichen: in den Feiern und Visionen des Vater- und des Abendlandes, – eines Landes der Zukunft.

Der komplexe 3. Teil stellt *die äußeren Umstände* seit der Mitte von HÖLDERLINS Leben in Frankfurt und *die Schicksalsschläge* dar, die ihn nacheinander treffen. Ihre Wirkung sei, so schärft BERTAUX dem Leser ein, noch nicht gebührend ermessen. Im Zusammenhang damit würdigt er die Bedeutung SUSETTE GONTARDS und der Mutter HÖLDERLINS. Die Kritik muß wieder selektiv verfahren und faßt Bekanntes, wenn es vergegenwärtigt werden muß, in nüchterne Stichworte.

Ich bin zerrissen von Liebe und Haß, schreibt HÖLDERLIN im Juli 1797. Seitdem wird ihm die Zwiespältigkeit seiner Stellung immer stärker bewußt. Ende September 1798 die äußere Trennung von SUSETTE, im Mai 1800 der endgültige Abschied, erzwungen von Existenznot in Homburg. Denn 1799 scheitern die Pläne zur Sicherung der Existenz. Der eine: eine Zeitschrift zu gründen, der andre: in Jena Dozent zu werden. Ein nach BERTAUX dritter Plan, vielmehr eine Hoffnung, scheiterte mit dem Scheitern revolutionärer Umtriebe zur Schaffung einer *Schwäbischen Republik* (deren Erfolgchance hier nicht zu erörtern

ist). Nach BERTAUX nun hoffte HÖLDERLIN, mit seinem *Empedokles der offizielle Dichter* dieser Republik zu werden, wie es für die Französische Republik der Dramatiker M. J. DE CHÉNIER war (1794 mitschuldig an der Hinrichtung seines bedeutenderen Bruders ANDRÉ; später zu NAPOLEON «bekehrt» . . .). Eine geistreich-phantasievolle Konstruktion, ganz ohne Grund in HÖLDERLINS Persönlichkeit und in EMPE-DOKLES' Wort: *Dies ist die Zeit der Könige nicht mehr* in seiner Abschieds- und Vermächtnisrede.

Die nächsten Schläge: im Sommer 1802 der Tod der Geliebten und der Zusammenstoß des Sohnes mit der Mutter. Diese fand in seinem Koffer DIOTIMAS Briefe. Das berichtet 1856 nüchtern ihr Enkel FRITZ BREUNLIN, 1802 ein Bub im fünften Jahr. HÖLDERLINS *Effecten* waren aber von Straßburg nach Stuttgart zu LANDAUER gegangen, vielleicht, weil es direkt nach Nürtingen keine Fuhre gab; eher weil HÖLDERLIN wie im Sommer 1800 bei LANDAUER wohnen zu können hoffte. Fraglich daher, ob der Koffer vor ihm nach Nürtingen kam. LANDAUER legte am 3. Juli, wohl am Tag der Abnahme des Gepäcks, die Frachtkost aus; am selben Tag schrieb er nach Nürtingen, *Hölderlins Zustand werde allmählich ruhiger*: der Dichter war also vorher, in ungutem Zustand, kurz daheim und jetzt in Stuttgart, von wo ihn, wie vermutet, bald darauf die Erschütterung durch die Todesnachricht wieder heimtrieb. Seine Erregung beim ersten Wiedersehen kann andern Grund gehabt haben: vorwurfsvolle Fragen der über sein plötzliches Erscheinen bestürzten Mutter, wie er sich nun seine Zukunft denke, wovon er leben wolle, vor allem: was ihm denn sein Dichten einbringe. Daß er gerade auf diese Frage allergisch reagiert habe, sehr verletzt und erregt worden sei, ist erwägbare.

Die Mutter hat übrigens in keinem ihrer neun Briefe an SINCLAIR, vom 20. Dezember 1802 bis 25. November 1804, den Vorfall auch nur angedeutet.

Das führt zu BERTAUX' Bild der Mutter und der Mutter-Sohn-Beziehung. Er mußte sich immer wieder ihres Wunsches, ihn in einem Amt zu sehen, erwehren. Er warb jedoch um ihr Verständnis für seine *Bestimmung*, die er ihr von Homburg aus erklärte: *in den höhern und reinern Beschäftigungen zu leben, zu denen mich Gott vorzüglich bestimmt hat.* Die Pfarrtochter brachte solches Verständnis nicht auf. So war das Verhältnis heimlich spannungsgeladen, was sich noch in Briefchen aus dem Turm verrät. So weit mag man BERTAUX zustimmen. Er meint aber, HÖLDERLIN habe den Tod seiner Mutter 1828 als *Befreiung* empfunden, und bringt damit sein wohlbezeugtes Aufleben, seine vorübergehende Teilnahme an Umwelt und Tagesgeschichte in Verbindung. Sehr scharfsinnig, sehr originell; nur ist das Aufleben

eindeutig für 1823 bezeugt . . . – Vom Charakter der Mutter aber zeichnet BERTAUX ein Zerrbild. Sie war *ehrgeizig*. Nein, sie wurde durch ihre schweren Verluste klein- und leidmütig, auch schwäbisch «b'häb», – doch nicht gegen ihren FRITZ. Das zeigen ihre Sendungen und Mitgaben 1799–1805: fast 1500 Gulden. – Sie hat sich – nach BERTAUX – *ihren zweiten Mann gekauft*; dies war finanziell eine *Fehlinvestition*. An dem Tode der Geliebten soll HÖLDERLIN sich *Schuld* gegeben haben; das vertritt BERTAUX im Mittelbilde des *Triptychon* benannten Schlußteils. Allenfalls könnte sich die These auf DIOTIMAS Abschiedsbrief im Roman stützen: gerade auf ihre beschwörende negative Bitte: *um deiner schönen Seele willen! klage du dich über meinem Tode nicht an!* Aber vorher schreibt sie ja: *erkläre diesen Tod dir nicht!* Wer *solch ein Schicksal* zu ergründen denkt, *der flucht am Ende sich und allem, und doch hat keine Seele Schuld daran*. – Um SUSETTES Liebe zu vermitteln, gibt BERTAUX das Wort an sie ab und zitiert auf 11 Seiten aus ihren Briefen. Es war das Feinste, was er tun konnte. Vorher hat er die Atmosphäre in Driburg, wo das Glück der Liebenden aufging, *stark erotisch (im höchsten, platonischen Sinn des Wortes)* genannt. Es war ja HEINSE da, der als *Erotiker . . . der Liebe des jungen Paares mit wohlwollenden Augen zusah*; sein *Ardinghello*, der freie Liebe predigt (wovon der Leser eine Kostprobe bekommt), war *gewiß an den Abenden . . . Gesprächsthema*. HÖLDERLIN – man weiß: *ein Mann* – erinnert SUSETTE 1799 an die *ungestörten Stunden*, zu denen wohl auch solche in Driburg gehörten: *beide so frei und stolz und wach und blühend . . . , und beide so in himmlischem Frieden neben einander!* HÖLDERLIN *schwelgt*, so versteht BERTAUX den Brief vom Frühling ihrer Liebe, worin es heißt: *Es ist . . . oft unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken*.

Letzte *Schicksalsschläge* trafen HÖLDERLIN 1806/07. Die gewaltsame Wegführung von Homburg und die Behandlung im Klinikum haben ihn zum *geistigen Krüppel* geschlagen (was, wie BERTAUX beflissen betont, nicht Geisteskrankheit bedeutet). Als solcher kam er in die Zimmerei. Er kam aber auch als Büsser. Er begriff sein Eremitenleben, in dem er der Wirkung auf die Welt entsagte, als *Sühne* seiner *Schuld* an DIOTIMAS Tod. Was bedeutet das, zu Ende gedacht? Der Zwang des Lebens im Turm wäre verwandelt zu einem Akt der Freiheit aus tiefsittlicher Einsicht. Wäre dazu ein *geistiger Krüppel* fähig? Tut sich da nicht ein Widerspruch auf?

Der Widerspruch beruht auf BERTAUX' Grundthese. Sie ist unhaltbar. HÖLDERLIN war manifest krank seit 1805/06. Ein *Kauz*? Wird der stundenlang wie HÖLDERLIN im Zwinger *Gras ausraufen und die Taschen seines Schlafrocks . . . mit Kieseln füllen*? Gewiß, er war

dabei in *fortwährendem Selbstgespräch*, und gewiß wird ein menschenscheuer Kauz ein solches führen; aber wird er in *heftiges Reden, Stampfen und Schreien* ausbrechen wie HÖLDERLIN? Sein *Selbstgespräch* war oft *Streitgespräch mit Gelehrten*, das sich aus «Stimmenhören» ergab. BERTAUX' fundamentaler Fehler ist der, daß er von LANGES Begriff der Krankheit als *Blödsinn* ausgeht und gegen diesen Windmühlenflügel kämpft. In HÖLDERLINS Verfassung gingen Wahn und Wirrnis neben Bewußtheit einher.

Was aber hat den Dichter krank werden lassen? *Schicksalhaft ablaufende endogene Psychose?*⁴ Leiden an der deutschen «Gesellschaft», die ihn verkannte? Mit aller Vorsicht sei nach einer anderen Ursache gefragt. Als der Dichter krank wurde, blieben bedeutende hymnische Entwürfe und Bruchstücke in Menge liegen. Er wurde mit ihnen «nicht fertig». Was sich da auftut, ist eine Überfülle sich jagender «Einfälle», Gesichte, Eingebungen. Ist es denkbar, daß er schließlich diesen sich überstürzenden, ihn hinreißenden Wogen erlag, daß sie ihn in die Wirrnis⁵ versenkten? Dann wäre jenes Ringen nicht Symptom, sondern Ursache der Erkrankung des von seiner Schau Besessenen. Schon Ende 1801 griff eine Furcht nach ihm: *daß es mir nicht geh' am Ende, wie dem alten Tantalus, dem mehr von Göttern ward, als er verdauen konnte*.⁶

Ein Wort noch über das wissenschaftliche Ethos des Erneuerers, das in dem Buche wirkt. Der Konstrukteur ist stärker als der Interpret. Und was er (und wenn auch als Aufsatz, als Essay und also eher als Versuch) geschrieben hat, das hat er geschrieben. Ihn ficht kein Einwurf an. Denn er spricht: *Im Namen Hölderlins!* Mit diesem Heroldsruf beginnt das Buch, mit diesem Rufe klingt es aus. Hätte man HELLINGRATH, der für unser Jahrhundert dem Verständnis HÖLDERLINS Bahn brach, gefragt, aus welcher Vollmacht er sich darum bemühe, so hätte er wohl gesagt: *Im Dienste Hölderlins*.

Anmerkungen

- 1 Hölderlin – Jb. 21, 1978/79: Gedenkrede auf FR. BEISSNER. – Auf Beleg der Zitate wurde mit Ausnahme der Anm. 2 verzichtet, ältere Schreibweise der heutigen angeglichen.
- 2 Bd. 7, 3: Exkurs S. 339–343; BERTAUX S. 36 f. (Auf S. 36 oben eine üble Entstellung.)
- 3 S. unten S. 164
- 4 So mehrfach definiert von dem Düsseldorfer Medizin-Historiker Prof. HANS SCHADEWALDT.
- 5 Zeitgenossen HÖLDERLINS haben sein Denken und Gebaren mehrfach *Verwirrung* genannt; der Tübinger Psychiater DR. LEUBE erklärte ihn 1832 in seinem pflichtmäßigen Berichte (s. oben S. 159) als *verwirrt* und *unheilbar*.
- 6 Der Leser nehme dies nur als Erwägung eines Literaturhistorikers; darüber hat der Psychiater zu befinden.